

europa hören

Bei dem Versuch, Weltkarten zu zeichnen, ist schon so mancher gescheitert – Sie kennen vielleicht das Projekt eines amerikanischen Schülers, Zak Ziebell, der Studenten und Studentinnen Weltkarten aus der Erinnerung zeichnen hat lassen und dabei festgestellt hat - das können die nicht. Die Abweichungen waren verheerend. Bei mir ist es noch viel schlimmer. Ich kann die Grenzen von Europa nicht zeichnen, ich habe eine Grenzzeichnungshemmung sozusagen, aus mehreren Gründen. Ich kann es auch nur punktuell auffinden und weiß nicht genau, wo es aufhört, das kann man mir noch so oft erzählen. Als ich 2007 in Georgien war, dachte ich beispielsweise: Hier ist Europa. Hier, in Tiflis stehend zwischen dem alten russischen Viertel und den orientalischen Bädern, in den so stark besuchten Universitäten des Landes. Georgien erschien mir als hochaktiver Kreuzungspunkt zwischen Russland, dem Iran, der Türkei, Israel und dem Westen, also irgendwie ureuropäisch oder vor allem europäisch. Als ich in diesem Winter in Warschau war, dachte ich mir, hier sollte eigentlich Europa sein, sozusagen flächendeckend und habe es ebenso wie in Dresden nur noch momenthaft aufgefunden, auch in Österreich befindet sich das Europäische seit einiger Zeit im Rückzug. Was ich für europäisch halte, ist es also noch lange nicht. Diese eher intuitive Haltung kann man leicht spottend abtun. Denn leider wissen andere sehr genau, wo die Grenzen Europas sind. Mehr noch, die Grenzen Europas bestimmen derzeit das Schicksal des Kontinents und slapstickhafte Aussagen wie die Erregung Alexander Dobrindts über die Anti-Abschiebeindustrie, die seine Arbeit behindere, beherrschen die Schlagzeilen. Doch Frontex ist nicht Europa, es ist nur ein leider bestimmender Teil des Narrativs geworden, das in Wahrheit aus vielem anderen besteht. Im Prinzip stellt sich alleine die Frage, worüber man denn zuerst zu reden hat, wenn es immer wieder heißt, dass Schriftstellerinnen an diesem Narrativ mitstricken sollen. Vielleicht aber müsste man dann doch einen Schritt zurückgehen und mit dem österreichischen Schriftsteller Karl Markus Gauss sagen, dass Europa von seinen Rändern her bestimmt wird und eben nicht von seinen Grenzen. Ränder haben nicht nur keine scharf konturierten Formen, sie haben auch ganz andere Funktionen, sie verbinden mehr als sie trennen. Dass wir sie als längst nach innen gewandert empfinden, erzählt weniger über ein Peripherieproblem als über die gesamte europäische Gesellschaft. Ränder haben auch nichts mit diesen Politikersätzen zu tun, die da lauten können: „Für mich beginnt Europa in Nordhessen.“ Oder. „Europa beginnt in Paderborn“. Das Merkwürdige an der spontanen Formulierung ist, dass mit ihr Europa immer beginnt, oder meist nur beginnt, und oft genug nicht weitergeht. Und ich sage ganz bewusst „weitergeht“ und nicht „weitermacht“. In einem Europa der Ablaufdaten, der Desintegration, wie es der Politologe Ivan Krastev in seinem Essay „Europadämmerung“ vor kurzem gezeichnet hat, wäre das wünschenswert.

Nein, ich habe Europa nicht vor Augen, wohl aber kann ich es hören. Das fiel mir in einem Gespräch mit dem irakisch-deutschen Schriftsteller Najem Wali ein. Er fragte mich ganz direkt: Was ist es denn für dich, dieses Europa, so als abstrakte Idee? Und ich kam auf eine ganz vertrackte Antwort: Zuhören. Eine gewisse Kultur des Zuhörens. Eine sehr vage

Antwort, gebe ich zu, etwas kitschig obendrein, wenn man an die Geschichte Europas denkt, die sich so gar nicht durch Zuhören ausgezeichnet hat, aber dennoch. Unter der Kultur des Zuhörens verstehe ich erstmal überhaupt die Möglichkeit zu haben, sich gegenseitig zuzuhören, resultierend aus unterschiedlichen historischen, institutionellen und politischen Gegebenheiten heraus.

Vielleicht kam diese Antwort auch zustande durch meine Beschäftigung mit den Konferenzdolmetschern für das Theaterstück „Die Unvermeidlichen“, das mich auch nach Brüssel geführt hat. Das Herzstück von Brüssel schienen mir diese Kabinen zu sein, in denen die Sprachen hin und hergehen, in denen sie ko-existieren, direkt nebeneinander fortlaufen, sich zu spiegeln versuchen. Inspiriert von dem Dokumentarfilm „Die Flüsterer“ von David Bernett über die Simultandolmetscher in Genf und in Brüssel war ich losgezogen, um diese Menschen zu sprechen, die man meist in jenen Glaskästen sitzen sieht, hinter technischen Einrichtungen halb verborgen. Die Anforderungen, die in der europäischen Hauptstadt an sie gestellt werden, sind extrem hoch. Dolmetscher und Dolmetscherinnen sind wahre Diplomaten. Sie dimmen den eigenen Ausdruck ein wenig herunter, um den anderen mehr Raum zu geben, was auch eine Position der Stärke sein könnte, so hätte man bis vor kurzem noch gesagt. Dazu sind sie auch noch Schauspieler, die die Tonlagen und Gesten ihrer Klienten genau beobachten und verkleinert wieder geben können sollten. Sie sind also Helden und Heldinnen der Lautstärkeregelung, und so scheint mir in ihrer Arbeit die Essenz des europäischen Gedankens zu liegen. Denn mit der Lautstärkeregelung haben wir, wie wir wissen, derzeit die größten Probleme.

Vielleicht kam mir der Gedanke des Zuhörens aber auch, weil ich gerade dem Publizisten Matthias Greffrath auf Deutschlandfunk beim europäischen Zuhören zugehört habe. Und das war äußerst erkenntnisreich. Mit seinem europäischen Handgepäck reiste er durch sechs unterschiedliche Länder – Polen, Ungarn, Portugal, Rumänien, Frankreich und Dänemark –, er hörte ganz unterschiedlichen Menschen aus Kunst, Politik und Zivilgesellschaft zu, und ließ seinem Zuhören einen gewissen Raum, stellte es nicht zu sehr aus, gerade so sehr war es sichtbar, dass es mich nachdenklich machte. Man müsste Zuhörgemeinschaften bilden, dachte ich, und Zuhörtrainings anbieten, denn es ist ja nicht so einfach mit dem Zuhören. Dem einen ist es zu laut, dem anderen zu leise, die dritten beklagen sich über ein Rauschen, das berühmte Kontextrauschen, das alles übertönen kann und die vierten bringen zu viele Eigengeräusche mit.

Man benötigt schon mal gewisse Bedingungen, und um diese ist es im Moment nicht gut bestellt, man könnte sagen, der Möglichkeitsraum des Zuhörens ist im Moment ganz schön arg beschnitten. Warum sollten Griechen Deutschen zuhören, oder Italienerinnen gerade Polinnen? Welche Ohren bräuchte es, um Moldawierinnen und Transnistrier überhaupt wahrzunehmen oder, um konkreter zu werden, welche Zuhörrichtungen haben sich eingestellt und welche sind sozusagen noch nicht einmal vorhanden. Und warum kann man manchmal die Ohren nicht verschließen, wo man es gern würde? Es gibt zivilgesellschaftlich organisierte Netzwerke, die sich dieses Themas angenommen haben, wie die von Nele Hertling mitinitiierte Initiative „A soul for Europe“, die entscheidende Europapolitikerinnen mit zivilgesellschaftlichen Akteuren ins Gespräch bringt, in die

Diskussion und eben zum Zuhören. Dahinter steht der Gedanke, die Basis des Europäischen, also ihre Zivilgesellschaften, mit der manchmal als abgehoben erlebten politischen Vertretung in Kontakt zu bringen. Und dann gibt es zahlreiche Kunstschaffende, die seit Jahrzehnten unterwegs sind, aufs Zuhören vorbereitet, eingestellt, und durchführbereit. Aus der freien Szene, von den großen Festivals her, und jetzt auch hier bei diesem, in der Vernetzung großer Theaterhäuser. Vielleicht stehe ich heute gar vor einer besonders gut eingerichteten Zuhörgemeinschaft, die in diesem speziellen Fall auch eine Zusehgemeinschaft ist?

Zum Zuhören gehören die Geschichten. Nachkriegsgeschichten wie die meines Schwiegervaters, der als Mitarbeiter der EU die Mitarbeiternummer 27 hatte. Er reiste, ehe er in der Europäischen Kommission für den Landwirtschaftsbereich tätig wurde, in Frankreich von Hof zu Hof, hörte den Bauern zu, was damals, als Deutscher so kurz nach dem Krieg, eine Ungeheuerlichkeit schien, aber dank offener Ohren gelang. Es war eine Tätigkeit, die heute in Zeiten, in denen Zuhören alleine von Lobbygruppen organisiert wird, kaum vorstellbar scheint, und doch gehört auch sie zu der Geschichte der EU. Ich brauche nicht zu betonen, dass mein Schwiegervater nicht als Angriffsfläche einer neoliberalen Agenda taugt, seine Rhetorik kommt noch aus einer Sphäre des diplomatischen Miteinanders und nicht des Prinzips „The winner takes it all“ oder des gesellschaftlichen Ausverkaufs.

Dann sind da die üblichen Interrailgeschichten, Eisenbahnfahrten durch den Vorkriegsbalkan nach Griechenland und Italien, auf denen ich 1987 wilde ostdeutsche Camper kennenlernte. Schon Vorboten des Mauerfalls. Diese Erinnerung kontrastiert deutlich mit jener Szenerie in einem Mailänder Theater 2014, in dem sich viele Studierende anlässlich einer Podiumsdiskussion zu dem Thema „Ökonomie und Theater“ versammelt hatten, und dann von ihrer Ökonomieprofessorin hörten, sie sollten am besten aus Italien auswandern, weil es keine guten Arbeitsbedingungen mehr für sie dort gebe. Ein Szenario, das sich in Süd- und Osteuropa auf dramatische Weise permanent wiederholt.

Es sind Geschichten wie die aus dem besetzten Embros-Theater in Athen, oder die von Jeton Nezirajs freier Gruppe und seinem Media Center in Prishtina, Geschichten des zivilgesellschaftlichen Überlebens und des Widerstands, die dem sogenannten Brüsselerlebnis gegenüberstehen, das mir meine Reise 2013 im Rahmen einer Recherche beschert hat und aus Robert Menasses „Europäischem Landboten“ stammen könnte. Die Kantine im europäischen Parlament erlebte ich als Ort einer riesengroßen geschäftigen Auseinandersetzung, ein lebhaftes Debattieren und Kämpfen für die europäische Idee.

Wir alle nehmen derzeit politische Aufbrüche wahr, die das zukünftige Europa gestalten wollen, da ist beileibe nicht nur Emmanuel Macrons europäisches Momentum, bzw. sein eben mit dem Karlspreis gefeiertes Europaengagement zu nennen, sondern auch der Republikgedanke von Ulrike Guérot, den sie gerade mit einem europäischen Balkon-Projekt zusammen mit Robert Menasse und Milo Rau befeuert, oder die Demokratie-Idee von David van Reybrouck, die eine zivilgesellschaftliche, bürgerschaftliche Einbindung

fordert. Man möchte hier eine europäische Republik ausrufen, dort den demokratischen Gedanken trennen von den Wahlperioden, und woanders Dialoge stärker institutionalisieren. Alle diese Initiativen wollen Europa politisch überlebensfähig machen. Sie alle wissen, dass die politische Gestaltung nicht alleine der Europäischen Zentralbank oder der Troika überlassen sein darf.

Doch merkwürdigerweise stocke ich in meiner eigenen Europaerzählung. Als ich im vorletzten Jahr einen öffentlichen Briefwechsel mit der schottischen Schriftstellerin A.L. Kennedy zur Zeit der Brexitentscheidung führte, schilderte sie die polarisierte und hetzerische Stimmung in England und ich die polarisierte und hetzerische Stimmung in Deutschland. Ihre Angst um das deutsche Fernsehteam, das sie anlässlich des Heinrich-Heine-Preises dort aufsuchte, die Vorstellung, dass jemand, englische Passanten, das Deutsch der Kameraleute hören könnten, konkurrierte mit meiner Angst vor dem Mob aus Dresden, der damals gerade dabei war, die tausendste Neufassung der Formulierung „Ausländer raus“ zu skandieren. Wir tauschten uns über eher deprimierende Zustände aus, nicht nur, weil es uns notwendig erschien, es lag auch eine gewisse ästhetische Folgerichtigkeit darin. Gewissermaßen unterhaltsamer wirken die Untergangsgeschichten als jene gewollt positiv konstruktive Stimmung, die meist die öffentlichen Gedanken zu Europa begleitet, und die uns im Inneren oft genug seufzen lässt: Europareden sind langweilig. Sie sind vage, haben einen Aufforderungscharakter, der immer übers Ziel zu schießen scheint.

Ivan Krastev machte in seinem Essay darauf aufmerksam, dass es keine politische Theorie der europäischen Desintegration gibt, nur die der Integration. Das europäische Projekt hatte nur diese eine politische Richtung vorgegeben, und jetzt kommt man nicht mit dem drohenden Zerfall klar, bzw. kann man die Prozesse darin nicht einmal einordnen. Dazu kommt, dass Desintegrationserzählungen ästhetisch faszinierender sind. Kulturelle Selbstmorderzählungen und Katastrophennarrationen beliebter als die der Übereinkunft. Dabei ist es in Wirklichkeit noch viel komplizierter: Europa ist immer noch der Ort, an dem man in zwei Richtungen gleichzeitig gehen kann. Man kann es hockend in polnischen Städten finden und liegend im Flussbett der ungarischen Donau und verschreckt in Parlamenten, aber plötzlich in vielen kleinen Alltagsgesprächen und Handlungen ganz selbstbewusst auftretend. Man kann darin schnell zum meistgehassten Mann oder zur meistgehassten Frau werden, oder einem sogenannten wahren Volk begegnen, das gleichzeitig ein gefaktes Volk ist. Man kann dem Gespenst des Populismus direkt ins Gesicht sehen und im Wettbewerb um den Opferstatus niemals unterliegen. Man kann Europa mit Flughafenterminals verwechseln und doch die Lokalen, die Hierbleiber und die Globalen, die Dortbleiber nicht auseinanderkriegen. Man kann in ihm verrückte Parteinamen erfinden wie der des „Zweischwänzigen Hundes“ in Ungarn, oder kann es alleine in Übersetzungsfehlern stecken sehen, um dann doch weiterzusprechen. Man kann es für einen Verkehrsunfall halten, den zu verlassen man dann doch für unklug hält. Man kann es der Lüge bezichtigen und ihm jede Teleologie absprechen, und doch sagen, dass die EU nicht alle Probleme lösen wird müssen. Man kann es als Epizentrum der Weltunordnung bezeichnen und gleichzeitig für eine automatische Sache halten. Man kann

darin in Identitätspolitik abdriften, daraus nie wieder zurückkommen und gleichzeitig das Gefühl haben, von der Landkarte geblasen worden zu sein. Es ist der Ort zahlreicher Paradoxien und Ambivalenzen. Und doch: Immer mehr Europäer setzen auf die Europäische Union! Das zumindest sagen sowohl die derzeitigen als auch die letztjährigen Meinungsumfragen. Aber wir wissen, Umfragen sind das institutionalisierte und vorformatierte Zuhören, das wir dazubuchen, wenn uns ein gewisses eigenes Zuhören fehlt. Es ist ihm irgendwie nicht ganz zu trauen.

Auch meine künstlerische Arbeit besteht zu einem großen Teil aus Zuhören, und ich weiß aus Erfahrung, man überhört mindestens ein Drittel eines Gespräches. Kann es sein, dass wir in diesem vorformatierten Zuhören gewisse Dinge gezielt überhören? Und dass wir dabei sind, die europäische Zukunft zu überhören, auch weil die Verbindung immer wieder reißt oder wir falsche Signale empfangen? Kann es sein, dass wir aus dem politischen Grundrauschen, das uns umgibt, vielleicht gar nicht die richtige Stimmen herausfiltern? Um in die Zukunft hineinzuhören, müsste es gewissermaßen ein Hören sein, dass um die Ecke geht, Schallmauern durchbricht. Und dazu bräuchte es nicht nur einen europäischen Radiosender, oder europäische Medien, es bräuchte nicht nur eine gemeinsame europäische Telefonaktion, oder etwa eine Reihe langer Tische für alle oder etwa, wie Emmanuel Macron in seiner berühmten Sorbonne-Rede vorschlug, ein Programm, das junge Europäer mindestens sechs Monate in einem anderen europäischen Land verbringen lässt und die Kenntnis von mindestens einer zweiten europäischen Sprache zur Verfügung stellt. Es bräuchte darüber hinaus einen gemeinsamen politischen Raum, eine demokratische Verfestigung eines momentan in Wirtschafts- und Geldpolitik umherdümpelnden durchaus sehr deutschen Austeritäts-Umverteilungsungeheuer, das den Süden Europas immer ärmer aussehen lässt. Gottseidank wird das langsam so einigen Menschen bewusst.

Mit der Zukunft ist es so eine Sache. Sie ist irgendwie anders begraben als sie noch vor zwanzig Jahren begraben war. Heiner Müller hat uns gesagt, man müsste den Dialog mit den Toten suchen, um das Zukünftige, das in ihnen begraben liegt, freizulegen. Heute haben sich die Schuldverhältnisse zeitlich umgedreht. Wir müssten den Dialog mit den noch nicht Geborenen suchen, damit sie das Zukünftige freilegen, das mit uns im Schutt der ewigen Gegenwart begraben liegt.

Aber vielleicht kann ich doch zumindest eine Lösung anbieten: Es gibt im Deutschen eine Redewendung „Ich leihe Dir ein Ohr“ – das Tolle an den verliehenen Ohren ist, sie bleiben gleichzeitig bei einem, wir haben es also mit einer wundersamen Vermehrung zu tun. Vielleicht wäre eine Ökonomie der verliehenen Ohren hier vorzuschlagen, ich bin mir sicher, eine potlatchartige Zunahme des Hörens könnte wahre Wunder bewirken. In diesem Sinne möchte ich mich jetzt für Ihre Ohren bedanken, die Sie heute mir geliehen haben!

© Kathrin Röggla, 2018